

Das Thema des Friedhofs als Scheune, als Ort, an dem die Lebensernte der Verstorbenen geborgen wird, hat Franzjosef Schneider – wie manch andere heimatkundliche Themen auch – sein ganzes schriftstellerisches Leben und Wirken hindurch begleitet. Zum ersten Male behandelte er es in einem Artikel in der Honnefer Volkszeitung (HVZ) mit dem Titel „Die Scheunen der Ewigkeit“ am 31. Oktober 1934, dem Vortage des Festes Allerheiligen.

Nach 17 Jahren, ab 1951 griff er es erneut auf in den „Briefen von Hause“, einer Loseblatt-Sammlung, deren Fortsetzungen (meist vier Seiten umfassend) man abonnieren konnte. Diesmal widmete er dem Thema „Scheune Gottes“ den Brief Nr. 25 und die Briefe 85 – 111, insgesamt über 100 Seiten.

Nach weiteren 17 Jahren (1968) schließlich, gab er die „Scheune Gottes“ als Broschüre im Selbstverlag heraus. Auf der Vorderseite befindet sich ein Foto des Mausoleums der Familie Röder auf dem Alten Friedhof.

Auch die dort beigesetzte junge, schöne und europaweit bekannte Sängerin Mila R. hat FJS wiederholt literarisch in Erscheinung treten lassen: Erstmals unter dem Titel „Verstaubter Glanz“ in der HVZ vom 21.04.1934, dann in der Nr. 20 der Briefe von Hause, bevor sie – im Kontrast zur „Bockslen“ in der Austraße –Eingang fand in die Schrift „Das Sterben der Unsterblichen“ (erschienen 1940).

SCHEUNE GOTTES

Aus der Geschichte des Alten Friedhofes Pompbeuel

von Franzjosef Schneider
erschienen 1968 im Selbstverlag

Auszug: **Hermine Bovet** (S. 20-22)
ausgewählt und kommentiert von Wilhelm (Willi) Birenfeld

Hinter der Ruhestätte der Vollants (*darunter die unverheiratete Tochter Berta, eine im Ort berühmte und beliebte Sängerin mit außergewöhnlicher Sopranstimme, W.B. nach F.J. Schneider*) im Rücken des Hochkreuzes der Pfarrer, befindet sich eine ausgemauerte Gruft, die sich in keine Reihe eingliedert. Wie ein Bett an einer Längswand liegt sie am Hauptwege, der von Osten (*Linzer Straße, W.B.*) nach Westen verläuft. Es dünkt (*scheint, W.B.*), sie weise mit der Eigenwilligkeit ihrer Lage auf dieselbe Eigenschaft ihrer Besitzerin hin, von der sie schon zu Lebzeiten angelegt, gepflegt und behandelt wurde, als ruhe sie schon darin. Es ist das Grab von Hermine Bovet. Unvermählt (*ledig, W.B.*), stellte sie selbst ihren Mann. Eine recht ausgedehnte Generation hindurch ging sie, zuletzt humpelnd, als auffällige Erscheinung durch unsere Straßen. Aus ostpreussischer Offiziersfamilie stammend, nach dem Tode der Eltern verarmt, verdiente sie sich ihr Brot als Klavierlehrerin. Aber sie spielte nicht nur ein Instrument, sondern bewies sich auch als schaffende Künstlerin. Wenn ihr Ruf als solche auch aufs Lokale beschränkt blieb, so brachte sie doch mit ihrem musikalischen Spiel „Die vier Jahreszeiten (*für Gesang, Klavier und Deklamation,*

Wikipedia)“ ein Werk auf die Bühne des städtischen Kursaales, das Beachtung verdiente.

Auch dichterisch schlug sie auf den „Amboss“, obschon sie dem äußeren Wesen nach weniger musisch war. Der vom Vater ererbte „Preuß“ in ihr machte ihre Stimme schnarrend und ihre Gebärden herrisch. Der liebe Gott mag es gut gemeint haben, als er ihr Jahr um Jahr aufs Haupt scheffelte, so dass es zum Schluss dreiundneunzig wurden (*hier irrt FJS, es wurden „nur“ achtundachtzig, W.B.*), aber der Umwelt fiel sie mit diesem Alter zur Last. Noch im letzten Jahrzehnt ihres Lebens, bis an den Rand des Endes, gebärdete sie sich unruhvoll, ihr Werk noch vor Toresschluss auf die Bretter zu bringen. Von morgens bis abends war sie unterwegs, um Mitwirkende zusammenzutrommeln, die ihr ins Gesicht höflich zusagten, aber hinter dem Rücken tückisch ausweichen. Wenn sie jemanden bühnentauglich fand, dessen Ruhe war hin. Sie verfolgte ihn auf der Straße und daheim. Ließ er sich im Hause verleugnen, polterte sie draußen: „Verfluchte rheinische Schlamperei!“ und pochte darauf: „Ich komme aus einer altpreußischen

Offiziersfamilie!“ Wollte man sie aber überhaupt nicht reinlassen, dann hämmerte sie so lange mit ihrem Schirm gegen die Haustüre, dass man ihr endlich „willig“ öffnete. Was sie aber auch den einmal gewonnenen Mitspielern zumutete, ging ins Possenhafte. Mit Krepppapier versuchte sie, junge Damen in Nixen und Elfen zu verwandeln, indem sie sie vorne besteckte, die Rückseite aber der Gnade der Kulissen überließ. Als sie mich (*F.J. Schneider, W.B.*) einmal als „**Merkur**“ (*s. Fußnote 2, W.B.*) verpflichtet hatte, sollte ich mich statt dem dazugehörigen Trikotkostüm mit einer Unterhose begnügen. Den Helm hatte sie aus einem ihrer alten Hüte gebastelt, mit den Flügeln einer Henne vervollständigt und aus einem Stück Gasrohr einen Stab mit entsprechender Bekrönung improvisiert. Die eigene Armut hatte sie so billig im Geschmack gemacht, dass sie alles bühnenfähig fand.

Ihr Lebenswille und ihre Ausdauer waren [...] grenzenlos [...]. Mit gestikulierenden Armbewegungen führte sie Regie. Als das Schicksal ihr als Alterserscheinung mehr und mehr das Gehör nahm, bis auf einen Rest, den man aber auch schon als Taubheit bezeichnen konnte, erging es ihr wie Beethoven. Die Musik vernahm sie immer noch. Wenn eine ihrer Schülerinnen einmal auf dem Klavier danebenhaute, muss der falsche Ton wohl in ihrem Ohr vibriert haben, denn sie korrigierte ihn beleidigt schimpfend. Mit den Jahren stauten sich die Marotten in ihr, an denen es ihr allerdings auch vordem nicht gemangelt hatte. Ihre Lieblingsbeschäftigung war es, ihr Begräbnis zu organisieren. An schönen Tagen schickte sie eine ihrer Schülerinnen zum Totengräber Neffgen und ließ ihm bestellen, er möge ihre Gruft lüften, sie wolle kein muffiges Grab. Einen Marmorengel (*s. Fußnote 1, W.B.*), den sie von einer Italienreise mit aus Florenz gebracht hatte und der schon

Jahrzehnte vor ihrem Tod den Wachdienst über ihrer Gruft angetreten hatte, wusch sie von Zeit zu Zeit eigenhändig mit Seife, mit der sie am eigenen Körper äußerst sparsam umging. So spielte sie zu Lebzeiten dauernd Begräbnis mit sich selbst. In einer Kommode lagerten Fünfpfennigs-Postkarten, vergilbt wie alte Dokumente, auf denen sie ihre Todesanzeige handschriftlich niedergelegt hatte, mit den Lücken für das Todesdatum und den Tag der Beisetzung. In einem Winkel der Schublade lag eingebündelt eine Summe Geld zur Bestreitung einer Musikkapelle, die ihr auf dem letzten Wege aufspielen sollte. Es waren nicht etwa Geistesschwäche und Verkalkung, die sie zu solchen Vorkehrungen trieben, sondern ein gewisses Pharaonenbewusstsein gegenüber dem sterblichen Leibe. In den letzten Lebensjahren war sie ein Taggespenst des Ortes. Über einem bodenlangen Straßenkleid trug sie ein zweites, etwas kürzeres. Ihr zusammengeschrumpftes Gesicht war von einem breitrandigen Hut beschattet, um den ein dichter schwarzer Schal wehte. So ver mummt, wirkte sie erschreckend, besonders auf die Kinder. Der jappende, offen nach Luft schnappende Mund und der humpelnde Gang, von einem Stock unterstützt, erheischten Mitleid [...]; trotzdem fiel es manchem schwer das Lachen zu verbeißen, wenn sie in mühsamem Gang die steile Bahnhofstraße heraufkam, an deren unterer Strecke sie wohnte. Ihr letzter Gang ist etwas unauffälliger ausgefallen, als sie vorherbestimmt hatte. Die Musik spielte zwar, aber ihr Klang ergriff die Nachwelt nicht mehr, da die Tote, der sie galt, bereits Legende war. Der Marmorengel (s. Fußnote 1, w.B.) fand aus Raumgründen keinen Platz mehr auf ihrer Gruft, sondern an der Südmauer des Friedhofs (vor dem Gitterzaun zur Menzenberger Straße hin, w.B.), wo er immer noch kündigt: Hermine Bovet.



Auch diese Frau ist ein Stück Vergangenheit unserer Heimat, gekommen von draußen, heimisch geworden bei uns, um für ewig zu schlafen auf dem Pompbeuel (der alte Flurname für den Friedhof, W.B.)

Fußnote 1

Bei der Statue handelt es sich wohl eher um die Muse der Lyrik und Musik mit der Lyra. Sehr fraglich ist auch, ob sie tatsächlich aus Marmor besteht. (W.B.)

Fußnote 2

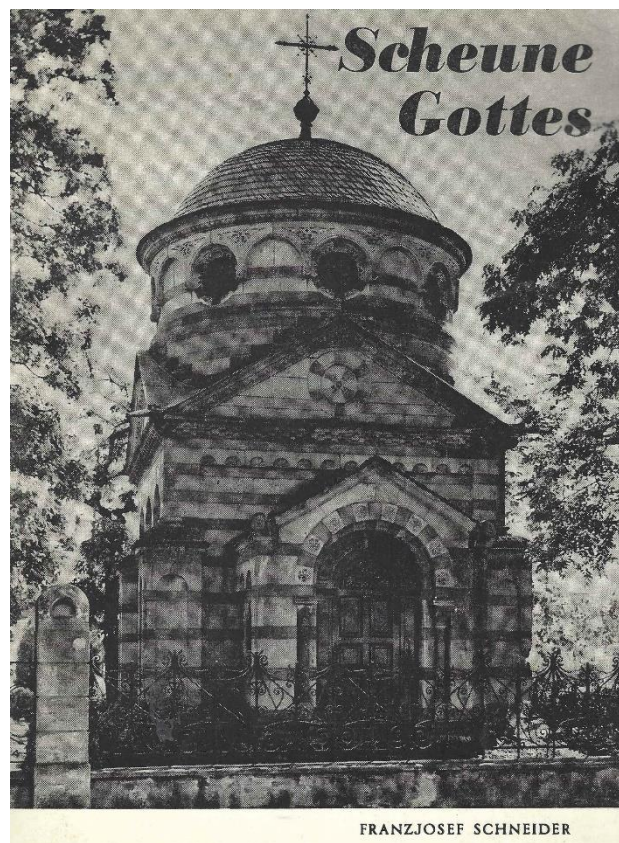
„**Mercurius** (eingedeutscht **Merkur**) ist ein Gott in der römischen Religion. Sein Name geht auf das lateinische Wort *merx*, „Ware“, zurück. Er wurde mit dem griechischen **Hermes gleichgesetzt**. Dessen Herkunft und übrige Eigenschaften wurden auf ihn übertragen. Er galt als „Götterbote“ und ist der Gott der Händler und Diebe. [...] Als Schutzgott der Händler wurde er nicht nur in römischer Zeit, sondern gelegentlich auch in der Neuzeit auf der Rückseite von Münzen abgebildet. [...] Zu den Attributen Merkurs gehören der **Hermesstab**, ein **geflügelter Helm**, **Flügelschuhe** und häufig ein Geldbeutel, den er in der rechten Hand hält.

Der **Hermesstab** (gr.) [...] ist ein Stab mit zwei Flügeln, der von zwei Schlangen mit einander zugewendeten Köpfen umschlungen wird.

Im Altertum war der **Heroldsstab** Erkennungszeichen der Herolde, der die Immunität dieser Überbringer militärischer Befehle oder geheimer Nachrichten signalisieren und ihre schadlose Rückkehr sichern sollte. In späterer Zeit war der Heroldsstab, als **Merkurstab**, Symbol des Handels, [...].

Die Gestaltung wird verschieden interpretiert: einerseits als Verbindung gegensätzlicher Kräfte [...], andererseits auch als Sinnbild für Fruchtbarkeit [...].“

(Zitate aus WIKIPEDIA)



Titelblatt zu
Franz Josef Schneider
SCHEUNE GOTTES